

David John Wasserstein  
„... und dann kam ich nach Berlin.  
Ein Jahresbericht aus dem  
Wissenschaftskolleg“



Jahrgang 1951, geboren in London. Studium der Klassischen Philologie und der Orientalistik (Arabisch und Hebräisch) in Oxford. Dr. phil. 1982. Lecturer für Arabisch am University College, Dublin, 1978–1990. Associate Professor für die Geschichte des Islams an der Universität Tel Aviv seit 1990, Full Professor seit 1994. Bücher und Aufsätze zur Geschichte des Islams auf der Iberischen Halbinsel im Mittelalter, über die Juden in der islamischen Welt, zur islamischen Numismatik u.a. – Adresse: Department of Middle Eastern and African History, Tel Aviv University, Ramat Aviv 69978, Tel Aviv, Israel; E-Mail: wassers@post.tau.ac.il.

Bevor ich nach Berlin kam, hatte ich schon einige Ahnungen davon, manche präzise, die meisten eher vager Natur. Ich hatte eine Ahnung von Berlin als dem Ort, wo mein Vater aufgewachsen war vor dem Krieg – ein Ort, an den er erst nach mehr als vierzig Jahren zurückkommen sollte, nur ein- oder zweimal für ein paar Tage. Ich hatte eine Ahnung von Berlin als einer von diesen geteilten Städten, einige von ihnen – wie Nicosia und Jerusalem vor dem Sechstagekrieg – durch politisches Fiat und militärischen Fakt in aller Form getrennt und andere, wie Belfast und mein eigenes Jerusalem an diesem *fin de siècle*, weniger förmlich getrennt, deshalb aber nicht weniger endgültig. Ich hatte eine Ahnung von Berlin als wiedervereinigt, ungleich allen anderen geteilten Städten. Ich hatte eine Ahnung vom Berlin Bismarcks und des Kaisers, von dem Berlin von Weimar und dem der Ostjuden – die Grenadierstraße und Mitte, das Scheunenviertel und die Adass Jisroel Schule, wo mein Vater gelernt hatte –, von dem Berlin Hitlers.

Vor allem aber hatte ich eine Ahnung von Berlin als einem Ort, wo man Deutsch spricht. Dies war die Sprache meiner Eltern, ihrer Freunde und unserer Verwandten, eine Sprache der heimeligen Vertrautheit, gesprochen nur unter Erwachsenen, die aus Europa stammten und dorthin nicht

zurückkehrten, eine Sprache nicht für Jüngere, für Leute meines Alters und jünger, die sich als Nachgeborene fühlten – wir mochten sie verstehen, aber wir konnten sie nicht sprechen, hatten das nie gelernt, – unangebracht wie oft ein Wort ist, nur in diesem Fall war es die ganze Sprache, die nicht paßte. Nur Erwachsene sprachen Deutsch. Und unter diesen, nur nicht-deutsche Deutsche. Ich hatte nie, oder fast nie, einen Deutschen Deutsch sprechen gehört.

... und dann kam ich nach Berlin.

Ein Jahresbericht aus dem Wissenschaftskolleg – das sollte sehr leicht sein, das könnte auch sehr standardisiert werden. Kollegen aus aller Welt, aus jeder Disziplin, interessantere und klügere, nettere und schwierigere, sich gegenseitig stets befruchtend; Bücher von der Bibliothek, sprachlich und fachlich multipel die Bücher und Aufsätze ohne Ende, identifiziert, bestellt, sofort bekommen, scheinbar ganz ohne Schwierigkeiten, durchgeschaut, benutzt, oft auch durchgelesen; das ewige Tragen von Büchern hin und zurück über die Wallotstraße, zwischen Hauptgebäude und Weißer Villa; allwöchentliche Dienstagskolloquien im Wissenschaftskolleg: gehört, besprochen, diskutiert, genossen, gehaßt, auch einmal eins gehalten; Treffen mit Berliner Kollegen; Konzerte im Hause; die MitarbeiterInnen aller Art – auch sie alles scheinbar ohne Probleme lösend; die gemeinsamen Mittagessen; die Frühstücke und die Donnerstagsabendessen; Reisen in Deutschland, Ost und West, Frankfurt (Oder, oder...), Heidelberg, Leipzig, Hamburg, Köln, Erlangen, Konstanz – die Deutsche Bahn müßte mich sehr gern haben; Fahrräder (Berlin ist flach); Vorträge gehalten, Ausstellungen gesehen, auch gepicknickt; Berlin selber, Forschungen in der Stadt, der Ku'damm so lang, die Oper (wie auch nicht?), Musik (oft, aber nie genug), die Museen: nur in Berlin kann man Nofretete ins Auge schauen; Theater (man muß aber sehr gut Deutsch können, um ins Theater zu gehen); die Berliner Mietshäuser, mit nackten, flachen Fassaden und Schachtelbalkonen und kahlen quadratischen Fenstern, die mir nichts sagen, mit diesem braun-grauen Rauhputz; die deutsche Vergangenheit, die weit entfernte und die jüngere; die Tage (der deutschen Einheit und der Love Parade, Reichs-, Neujahrs- 2000 und viele andere, meist unbekannt, mit und ohne Feuerwerk); die Feste (zum Einstand, Mitte des Jahres, zu Weihnachten, das Abschiedsfest und andere); Berliner Freundschaften (jede besonders auf ihre Art – in Berlin gibt's nichts Simples); Stabi und Stasi; die Mauer, das Laub; die Berliner Trottoire, wo die Steinplatten im Sandbett liegen, so daß man ein kleines, schnell verklingendes Echo hört, genauso wie zu Hause in Tel Aviv, wenn man den Fuß auf die Platte setzt; Spaziergänge durch die Berliner Wälder; die Berliner Bäume, Millionen von Bäumen in einer Stadt, ein grünes Land, mit dickem grünen Überdach – nachdem es geregnet hat, hört man überall in den Straßen das

beruhigende Rieseln des Wassers, wenn es zwischen den Blättern tropft und unsichtbar zur Erde fällt, ohne daß man naß wird; was geschrieben, mal was gedacht; viel gesprochen, auch mal was getrunken; so manches Mahl gegessen; zugehört auch.

Es sollte sehr leicht sein, aber je leichter, desto standardisierter. Wie es alle machen. Mein Berliner Jahresbericht: ich kam nach Berlin Anfang September. Am nächsten Tag fuhr ich nachmittags mit dem Bus in die Stadt. Die Schulen waren gerade aus. Einige Minuten später ein Schock: Rundum wurde auf Deutsch gesprochen, und mit kindlichen Stimmen. Ich fühlte mich desorientiert, so als ob ich sehr langsam aufwachte, ohne sicher zu wissen, in wessen Bett. Kinder sprechen Deutsch? Das durften sie nicht! Leute meiner Generation, viel jünger sogar; Leute, die nicht mit mir verwandt sind, die ich nicht kenne? Wo hatten die das her?

So war es aber, ununterbrochen, in Berlin während dieses Jahres. Es war so wie die Erfahrung, *Don Quijote* zu lesen – nicht das vor vierhundert Jahren von Miguel Cervantes geschriebene Werk, sondern das andere, absolut identische, vor knapp hundert Jahren von „Pierre Menard“ geschrieben laut Borges in einem seiner rätselhaften Essays. Es war, als ob ich eine Haut zur Hälfte abstreifte und eine andre entdeckte, darunter versteckt; ich mußte eine Sprache verlernen, eine Sprache aus meiner Jugend, bei den Eltern gehört, aber nie von mir selber gesprochen, und sie ersetzen gegen eine andere, praktisch identische, wenn auch reichere und kompliziertere und auch schwieriger und schmerzlichere. Ich mußte die Sprache der Kindheit aufgeben, die Sprache von daheim, die Sprache der Intimsphäre, der Vertrautheit, eine schon lang vergangene Sprache, um sie mit einer andren, lebendigen, lebhaften, und doch auch gleichen zu überdecken. Die Wörter waren die gleichen und die Sätze, auch ihre Bedeutungen waren gleich. Die Sprecher aber waren andere. Ich kehrte irgendwie zurück in eine Kindheit, die mir verlorengegangen war durch den Tumult des Hineinwachsens in eine ganz andre Welt; ich wohnte während dieses Jahres in einer Welt, wo ich nocheinmal diese Akzente, diesen Klang, diese komplizierte Wortstellung, sogar diese Wörter – kaum erinnert und doch nie vergessen, wenn auch bestenfalls halb verstanden – jeden Tag hörte und selber benutzte zum ersten Mal.

So kam es, daß ich mich immer verwirrt fühlte, so als existierte ich irgendwie am Rande der Wirklichkeit. Immer wenn ich Deutsch hörte, fühlte ich mich wie einer der zuhört, mithört, belauscht, der kein eigentlicher Teilnehmer ist im Gespräch. Sogar wenn ich mich selber Deutsch sprechen hörte, hatte ich das Gefühl, es sei ein anderer, der spricht, und nicht mein eigenes Ich. Im Gespräch mit Busfahrern und Verkäuferinnen, in Büros und bei Institutionen wartete ich jeden Moment darauf, sie würden entdecken, daß ich kein Deutscher bin, und sie würden mich fragen:

Wo kommen Sie denn her? Und: Warum sprechen Sie überhaupt Deutsch? Und ich wußte gar nicht, wie ich antworten würde, wie ich antworten konnte, wie ich antworten durfte. Irgendwie hatte diese deutsche Sprache mit mir gar nichts zu tun. Aber gleichzeitig war sie identisch mit der anderen, die irgendwo tief in mir lag.

Ich kam nach Berlin, um über Schriftlichkeit und Mündlichkeit ein Projekt anzufangen. Über die Sprache und Schrift von Menschen des Mittelalters in der islamischen Welt. Wie sie ihre Sprachen, Arabisch und andere, benutzten zu mündlichen und zu schriftlichen Zwecken. Dazu habe ich auch gelesen, geforscht, gelernt, nachgedacht am Wissenschaftskolleg, wo man „sich aus dem Streit der Welt halten und die kurze Zeit ... verbringen“ darf.

Aber kann man das?

Der Idiolekt meines Vaters – vielleicht weil er das Kind von Einwanderern war – war Hochdeutsch. Berlinisch sprach er nicht als Kind; er verstand es, aber es war kein echtes Element seiner sprachlichen Sozialisierung. Und für mich, vielleicht auch, da Kind von Einwanderern, war die gehobenste Form meiner Sprache auch die naheliegendste, natürlichste, eigentlich die einzige, die ich verwenden konnte für alle Behufe. Die Kluft zwischen schriftlich und mündlich in manchen Sprachen ist oft sehr schmal, wenn man denn überhaupt erkennt, daß sie existiert. Im Arabischen liegen die Dinge komplizierter als, sagen wir mal, im Englischen. Es existiert eine einige Form der Sprache für schriftliche Zwecke überall in der arabischen Welt, mit sehr, sehr kleinen Unterschieden nur gemäß der Geographie, während man fürs Mündliche eine Reihe von schriftlosen Dialekten gebraucht, die manchmal sehr unterschiedlich sind, voneinander wie auch von der schriftlichen Sprache, und die variieren nach dem Stand der Sprecher, nach ihrer Bildung, ihrer geographischen Herkunft und so weiter. Mit derlei Themen habe ich mich hier intensiv befaßt, aber was mir in diesem Jahr erst so richtig eindrucksvoll bewußt geworden ist – fast möchte ich es eine Entdeckung nennen, eine Entdeckung unter vielen –, ist der Umstand, daß unter Deutschen, im deutschen Sprachraum, ein Sprachzustand gegeben ist, fast gleich wie bei den Arabern. Es existiert eine schriftliche Sprachform für alle schriftlichen Zwecke, die die gleiche ist überall in der deutschschreibenden Welt – oder fast –, und neben dieser Sprache existiert eine Reihe von Dialekten, voneinander teils sehr verschieden und verschieden auch von der Sprache der Schrift. Diese Dialekte werden nicht – oder nur sehr selten, und dann auch nur als Witz oder als Kuriosum – geschrieben. Wie lebt der Deutschsprachige, der Deutschschreibende, der Deutschverwender in einem solchen Sprachzustand? Wie verwendet man diese Sprachformen? Wie verhalten sie sich

zueinander? Konvergieren sie, werden sie alle eins? Da gibt es viele interessante Fragen.

An alledem ist nichts Neues, natürlich. Wie die anderen auch, so wußte ich das schon längst bevor ich nach Deutschland kam. Jedem Deutschen ist das alles bekannt, betrifft es doch die große Mehrheit der Deutschen, irgendwie jedenfalls. Aber nach meiner Erfahrung dieses Jahres, wenn ich ihnen unter verschiedenen Umständen und in verschiedener Weise zugehört habe, wenn ich darüber las, mich danach erkundigte, wenn ich fragte und untersuchte, mit ihnen sprach, dann war mir doch, als beschrieben die meisten Deutschen ihre eigene sprachliche Situation, so wie auch die gesellschaftliche Lage ihrer Sprache im weiteren Sinn, auf eine Weise, die sich unterscheidet von der beobachtbaren Realität. Mehr noch, viele denken sich den sprachlichen Zustand einfacher und weniger kompliziert als er ist. Die Ähnlichkeiten zwischen den sprachlichen Gegebenheiten bei den Arabern und bei den Deutschen aber sind, syn- wie diachronisch, sehr bemerkenswert. Bemerkenswerter für einen Nichtdeutschen als für einen Deutschmuttersprachler offenbar, denn was das Deutsche betrifft, so will mir scheinen, als halte all das niemand, nicht einmal deutsche Spezialisten für die deutsche Sprache, groß für erforschenswert. Aber ein Vergleich der beiden Phänomene könnte uns vieles lehren.

Hier geht es freilich um das Deutsch von diesem Jahr, von hier, nicht um mein eigenes Deutsch, das andere, von daheim. Dieses habe ich wegstecken müssen, um das andere zu lernen. Vielleicht. Zunächst. Beide haben ihren Sinn.

Heute, direkt vor meine Abfahrt, fragte mich jemand, ob dies für mich ein gutes Jahr gewesen sei, hier in Deutschland.